Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum)
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 508. Dienstag den 5. October 1897. 91. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. October.

Wenn, wie berichtet wird, der Reichskanzler Fürst Hohenlohe und der Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums Dr. v. Miquel gestern eine längere Unterredung gehabt haben, so haben die beiden Staatsmänner sicherlich, wie weit sie auch in ihren Ansichten über die Zweckmäßigkeit dieser oder jener Maßregel auseinander gegangen sein mögen, vollständig übereingestimmt in der Verurtheilung des wieder üppig ins Kraut geschossenen Treibens mehr oder minder untergeordneter Beamten, über Gesetzentwürfe, die noch im Stadium der Vorbereitung sich befinden, Zeitungsberichterstattern Mittheilungen zu machen, die entweder den Thatsachen vorgreifen, oder von den phantasiereichen Herren Reportern weiter ausgesponnen und nach dem Agitationsbedürfniß der betr. Blätter zurechtgestutzt werden. Vielleicht ist es eine Frucht dieser Unterredung, daß heute die Herrn Dr. v. Miquel nahe stehenden „Berl. Pol. Nachr." folgende Notiz über die zu erwartende **Marinevorlage** veröffentlichen:

„Wie verlautet, besteht die Absicht, die auf die Marine bezüglichen Gesetzesvorschläge, sobald dieselben endgiltig festgestellt sein werden, durch den „Reichsanzeiger" zu veröffentlichen, um den Reichstagsmitgliedern Gelegenheit zu geben, sich mit dem Inhalte der Vorlage vertraut zu machen, ehe noch dieselbe zur parlamentarischen Verhandlung gelangt. Man wird in weiteren auch außerparlamentarischen Kreisen diese Absicht gewiß um so mehr billigen, als darin das wirksame Mittel erblickt werden muß, dem müßigen Gerede vom „Septennat" und dergl. ein Ende zu machen. Zur Zeit befindet sich die Vorlage noch in einem Stadium, welches es ausschließt, daß eingehende und authentische Mittheilungen aus derselben gemacht werden können."

Hoffentlich wird der „Reichsanzeiger" recht bald in die Lage versetzt, die Vorlage zu veröffentlichen. Wenn aber diese Veröffentlichung ihren Zweck erfüllen soll, so wird vorher mit aller Strenge darauf zu achten sein, daß weitere Indiscretionen unterbleiben. Ohne solche hätte das „müßige Gerede", über das der Verfasser der Notiz so ungehalten ist, gar nicht entstehen können. Die von der „Kölnischen Zeitung" gemachten Angaben über die Absicht der Reichsmarineverwaltung, mit einem einen längeren Zeitraum umspannenden Flottenplane an den Reichstag heranzutreten, können um so weniger aus den Fingern gesogen sein, je entschiedener noch im vorigen Jahre in Abrede gestellt worden ist, daß ein solcher Plan aufgestellt werden solle. Irgend Jemand, der den in dieser Sache maßgebenden Kreisen nahesteht, muß also geplaudert haben. Vielleicht ist es sogar in der Absicht geschehen, Stimmung für den Plan zu machen. Herr Dr. v. Miquel weiß aber aus langjähriger parlamentarischer Erfahrung, welchen Erfolg solche Stimmungsmacherei häufig hat. Die radicalen Parteien benutzen jedes Häkchen, das sie in verfrühten Mittheilungen über Regierungsprojecte finden, um ihre Gesinnungsgenossen gegen diese Projecte aufzureizen. Und haben solche Parteien sich einmal gegen eine Sache „festgeredet", so halten sie es für Mannespflicht, „fest" zu bleiben, auch wenn das fertige Project in wesentlichen Puncten von den verfrühten Meldungen abweicht. Selbst Ministern soll das „Sichfestreden" schon verhängnißvoll geworden sein. Auch darüber wird Herr Dr. v. Miquel Näheres wissen. Um so eher darf man erwarten, daß er seinen ganzen Einfluß aufwendet, um den Indiscretionen ein Ende zu machen, die den Regierungsplänen so gefährlich werden können.

In die Kategorie der von unberufener Seite veranlaßten Preßmeldungen gehört zweifellos auch die folgende Auslassung in der „Köln. Ztg." über den Stand der Frage der **Militairstrafproceßordnung:**

„Es ist schon an dieser Stelle noch während der Kaisermanöver darauf hingewiesen worden, daß bei der Zusammenkunft des Kaisers mit dem Prinzregenten von Bayern diejenigen Puncte der Militairstrafproceßordnung eingehend erörtert worden sind, die bisher einer Verständigung im Wege standen. Wie nun verlautet, ist über den materiellen Inhalt dieser Reform thatsächlich eine Verständigung erzielt worden, die durchaus der Zusicherung des Reichskanzlers vom 18. Mai 1896 entspricht. Hiermit scheiden also alle Fragen aus, die bisher noch offen waren, namentlich die Oeffentlichkeit des Hauptverfahrens und das Bestätigungsrecht. Ueber diese beiden Puncte sprach sich im Frühjahr dieses Jahres der württembergische General Dr. Pfister mit einer bemerkenswerthen Offenheit aus; und es ist gewiß, daß die in seiner Schrift niedergelegten Ausführungen genau den Standpunct wiedergeben, den Württemberg in der Frage einnimmt. Dieser Schrift soll es zuzuschreiben sein, daß auch anderwärtig (sic!) die Bedenken fallen gelassen wurden, die bis dahin gegen die Oeffentlichkeit des Verfahrens und für das Freigeben des Bestätigungsrechts erhoben wurden. Trotz diesem günstigen Verlauf der Angelegenheit sind die Aussichten für das Einbringen der Reform beim Reichstage gleich nach seinem Zusammentritt nach wie vor gering. Die Ursache liegt in dem Vorhandensein des bayerischen obersten Gerichtshofes. Ohne Zweifel erstrecken sich die Reservatrechte Bayerns nicht auf diese Einrichtung, vielmehr darf sie nur als ein Provisorium betrachtet werden bis zur endgiltigen Regelung durch die verbündeten Regierungen und den Reichstag. Als im vergangenen Jahre unter dem 24. August der Kaiser die Vorlegung der Reform befahl, äußerte derselbe, wenn auch nur, wie man hört, privatim, es entspreche seiner Auffassung nicht, Bayern in dieser Angelegenheit zu majorisiren. Gleichwohl ist diese Aeußerung bekannt geworden und auch zu den Ohren des Prinzregenten gekommen. Das wurde nun die Veranlassung zu Erörterungen, ob denn Bayern gemäß seinen Reservatrechten Anspruch auf die Beibehaltung eines besonderen obersten Gerichtshofes erheben könne. Diese Frage ist seitdem verneint worden. Trotzdem scheint der Kaiser sich durch die gefallene Aeußerung gebunden zu fühlen, und an diesem Puncte liegt noch das einzige bestehende Hinderniß. Es scheint auch nicht, als ob es so bald aus dem Wege geräumt werden sollte. Bei der Stellungnahme des Reichskanzlers vom 18. Mai 1896 ist jedoch dringend zu wünschen, daß auch diese letzte Klippe während der diesjährigen Tagung des Reichstages beseitigt wird."

Es ist schon wer weiß wie oft darauf hingewiesen worden, daß die Forderung Bayerns nach Beibehaltung seines obersten Gerichtshofes der kleinste Stein des Anstoßes sei, an dem das ganze Werk nicht zu scheitern brauche, wenn im Uebrigen Uebereinstimmung erzielt sei. Ist nun das Letztere geschehen und hält sogar der Kaiser an der Ansicht fest, daß Bayern im der Gerichtshofsfrage nicht majorisirt werden dürfe, so ist eigentlich gar kein Hinderniß mehr vorhanden. Nur die Einbringung des Entwurfs kann durch die Nothwendigkeit einer entsprechenden Abänderung etwas verzögert werden. Vielleicht hat das der Verfasser in den letzten Sätzen auch sagen wollen. Der Ton aber, in dem er es sagt, ist ein so resignirter, daß man sich nicht wundern kann, wenn die „Frankf. Ztg." daraus schließt, die ganze Reform sei fallen gelassen, und an diesen Schluß die Mahnung an die Wähler knüpft, „bei den Neuwahlen der Regierung die Quittung für eine solche Behandlung allgemeiner Volksforderungen auszustellen". Das hat mit seinem „Singen" der sicherlich auf keinem Redactionsstuhle sitzende Gewährsmann der „Köln. Ztg." gethan!

Der neue **griechische** Ministerpräsident Zaimis gilt als ein hochgebildeter Mann von großer Willenskraft und politischer Ehrlichkeit. Er war ein hervorragendes Mitglied der Partei seines Oheims Delyannis, mit dem er jetzt aber zerfallen ist. Von 1890—1891 war er Justizminister unter Delyannis und wurde etwa zwei Jahre darauf zum Präsidenten der Kammer gewählt. Er ist 46 Jahre alt, sehr einflußreich und neigt zur Mäßigung und friedlichen Gesinnung. Sein Vater war das Haupt einer mächtigen Partei und im Jahre 1869 Ministerpräsident, sein Großvater einer der Förderer des Unabhängigkeitskrieges und spielte eine bedeutende Rolle in den Freiheitskämpfen gegen die Türkei. Stefan von Streit, der Sproß einer oldenburgischen Familie, Professor des Staatsrechts an der Universität und Gouverneur der Nationalbank, ist eine in Deutschland nicht unbekannte Persönlichkeit. Er selbst wollte nicht ins politische Leben treten, doch hat er das Finanzministerium auf dringenden Wunsch des Königs endlich übernommen. Seine Ernennung ist darauf berechnet, eine Verständigung mit den Staatsgläubigern zu erleichtern. Schon im vergangenen Winter hatte v. Streit im Auftrage der griechischen Regierung Verhandlungen mit den Gläubigerausschüssen angeknüpft und war zu einer Verständigung gelangt, die aber dann von Delyannis nicht gleich bestätigt wurde. Seine Amtswaltung verspricht ferner Aussicht auf eine Finanzreform und auf Strenge in der Verwaltung der Staatsgelder. General Smolenski ist der populärste der neuen Minister, indem er wegen seiner tapferen Kriegsführung bei Velestino zum Nationalhelden geworden ist und somit eine wichtige Stütze der neuen Regierung und der öffentlichen Ordnung bildet; er ist auch ein von der Politik unverdorbener strammer Soldat, und unter seiner Thätigkeit hofft man auf eine völlige Neugestaltung der griechischen Armee. Toman, der neue Justizminister, ist auch deutscher Abstammung; er ist Abgeordneter von Syra und genießt den Ruf eines aufrichtigen, fähigen Politikers, doch sind er und die übrigen Minister neue unbekannte Größen. Nur der Minister des Innern Oberst Korpas ist schon einmal Kriegsminister gewesen. Was die auswärtige Politik des neuen Cabinets betrifft, so ist kein Grund, zu befürchten, daß sie abenteuerlich sein wird. Den Bedingungen der Mächte wird es sich als unabwendbar beugen. Der Kammer gegenüber nimmt es von vornherein die richtige Stellung ein, indem es von derselben als erstes Vertrauensvotum die — Vertagung verlangt. Es ist Sache der Regierung, den Friedensvertrag zu ratificiren, seine Discussion in der Kammer kann nur zu neuem, unfruchtbarem und für die Zukunft des Landes bedenklichem Parteigezänk führen.

Der **Kronprinz von Griechenland** hat eine Aufsehen erregende Rechtfertigungsschrift erscheinen lassen. Sie ist eine Zusammenstellung der Thatsachen, des amtlichen Depeschenwechsels zwischen dem Hauptquartier und der Regierung in Athen, sowie der von den einzelnen Corpsführern an den Kronprinzen erstatteten Berichte. Die ergänzenden Erläuterungen hierzu geben nur kurz die Darstellung der kriegerischen Ereignisse, wobei die Beurtheilung dem Leser überlassen wird. Gleichwohl ist die Schrift ziemlich umfangreich und dürfte voraussichtlich mit einigen Weglassungen der Abgeordnetenkammer vorgelegt werden; auch ist ihre Veröffentlichung in einer der westeuropäischen Sprachen beabsichtigt. Zur Charakterisirung des Inhalts sei darauf hingewiesen, daß der Kronprinz in dieser Schrift nachdrücklichst darzulegen bemüht ist, wie sehr er selbst von vornherein die Schäden und die Mängel des griechischen Heeres offen erkannt und anerkannt habe. So richtete er noch drei Tage vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten ein längeres chiffrirtes Telegramm aus Larissa nach Athen, in welchem er erklärte, daß er bis zum ersten Angriffe wenigstens noch 5000 Mann und binnen acht Tagen noch weitere 15 000 Mann brauche. Hierauf erhielt er Tags darauf vom Ministerpräsidenten Delyannis die Drahtantwort: „Es ist unmöglich, noch einen Mann zu senden. Beschränken Sie sich streng auf die Abwehr." Und dennoch traf 36 Stunden später, nach der inzwischen türkischerseits erfolgten Kriegserklärung, aus Athen der Befehl ein, sofort auf der ganzen Linie zum Angriff vorzugehen. Durch diese Denkschrift wird die Richtigkeit der Mittheilungen bestätigt, welche ein Berichterstatter der „Akropolis" über eine Unterredung gemacht hat, die er vor wenigen Tagen mit dem Kronprinzen hatte.

Der Kronprinz bezeichnete als Hauptgrund für das Mißgeschick der griechischen Waffen den Mangel an Disciplin und Organisation im Heere. Deshalb war er nicht für einen Krieg. „Wir glaubten auch nicht", sagte der Kronprinz, „daß es Krieg geben würde. Ich hege auch keine Scheu und keinen Zweifel, Ihnen zu sagen, daß ich selbst bei meiner Abfahrt nach Thessalien nicht glaubte, es würde wirklich zum Kampfe kommen. Während der 20 Tage meiner Thätigkeit im Lager suchte ich jedoch die Armee durch rastlose Thätigkeit in einen möglichst schlagfertigen Zustand zu versetzen. Der erste Rückzug war eine nothwendige Folge vom Fall Rezeros und der drohenden Ueberflügelung durch den Feind, der donnernd seine Reihen zu ergänzen vermochte, während ich nicht einmal Reservisten als Ersatzmänner zur Hand hatte. Die Behauptung Larissas war eine Unmöglichkeit, wollte die Armee nicht ein zweites, aber ehrloses Sedan erleben; denn die Stadt war ganz und gar unhaltbar und bedingungslose Gefangennahme daselbst unvermeidlich zu erwarten. Auch der Versuch, die Stadt zu halten, hätte nichts genutzt, denn selbst, wenn wir nach Elassona vorgedrungen wären, hätten wir dem numerisch so überlegenen Gegner weichen müssen. Trotzdem aber wimmelte Athen damals von Militairfreien. Die Soldaten kämpften gut, aber nur als Menschen betrachtet, zum Soldaten wird man nicht innerhalb eines Monats. Wo lernten unsere höhern Officiere Brigaden befehligen, und woher sollte ich die Erfahrung nehmen, welche zum Commando einer ganzen Armee nothwendig ist? So mußte ich einem Major sein Bataillon nehmen, da er sich als unfähig erwies, obgleich er sonst ein ausgezeichneter Mensch war. Dann war absolut

---

Feuilleton.

Götzendienst.

25] Roman in zwei Theilen von Woldemar Urban.

Nachdruck verboten.

Don Salvatore sah erst sie, dann das schwächliche, halb ohnmächtige Mädchen an. Ihre Augen hätte er sehen mögen, aber Lieschen hielt sie gesenkt und stand noch immer, wie er sie gefunden, mit klopfendem Herzen und heftigem Athem ruhig am Tische, auf den sie sich stützte. Don Salvatore erkundigte sich theilnehmend, was ihr fehle; aber sie verstand ihn nicht, und er begriff nun rasch, daß sie ebenso wenig französisch, als er deutsch verstehe. Er rief daher nach der Thüre und rief einen Diener herbei. Zufällig war Franz in der Nähe, der sofort heraneilte. Das Rufen schien aber doch Unruhe und Aufsehen verursacht zu haben; denn gleich hinter dem Diener trat Fräulein Felicia mit ihrem Vater ein.

„Was giebt's" fragte Don Gracias kurz.

„Was fehlt Ihnen, Fräulein Lieschen?" fragte auch der Diener, auf das Mädchen zutretend. „Sie sehen ja weiß wie die Wand aus."

„Nichts, nichts", stöhnte Lieschen, die ihr Möglichstes that, um die Schwächeanwandlung zu überwinden; „ich — ich bringe nur — die Mantille für das gnädige Fräulein."

Dabei hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie auf den Kasten zuschritt, um die Mantille herauszunehmen. Aber kaum hatte sie sich von dem schützenden Tische entfernt, als sie mit einem Seufzer zusammenbrach und ohnmächtig auf den Teppich niederfiel.

Man sprang von allen Seiten herzu, um ihr zu helfen. Sie machte einen so hilflosen, schwächlichen unterbarmungswürdigen Eindruck, daß man allgemein von dem Zwischenfall betroffen war. Nur Fräulein Georgette drehte sich schnippisch um und sagte halblaut: „Die Kleine spielt gut Comödie."

Man beachtete jedoch ihre Worte nicht weiter. Der Diener legte Lieschen auf das Sopha, Salvatore schrie nach frischem Claffer und nahm von einer Etagere eine Eau de Cologne-Flasche und Don Gracias beeilte sich selbst, das Fenster zu öffnen, indem er sagte: „Es ist die dumpfe Luft in den Zimmern, die einen so unangenehmen Effect macht. Man ist ja hier wie in einem Gewölbe, das seit Jahren nicht bewohnt gewesen."

Ehe sich jedoch die Anwesenden über den muthmaßlichen Grund von Lieschen's Unwohlsein klar werden konnten, öffnete diese schon wieder die Augen und sah sich erschrocken um.

„Mein Gott, Franz", stotterte sie und wollte aufstehen, „was ist mit mir geschehen?"

„Bleiben Sie ruhig liegen", rief Don Gracias ziemlich energisch, „und ruhen Sie sich aus. Fühlen Sie sich jetzt wohler? Soll man nach dem Arzte senden?"

„O Gott, nein, ich — ich bin ganz wohl — ich —"

„Wie heißen Sie, mein Fräulein?" fragte Don Gracias wieder. Er war unter den Anwesenden außer dem Diener der Einzige, der mit der Kranken deutsch sprechen konnte. Er wollte also thun, was ihn im vorliegenden Falle Menschenpflicht zu sein schien.

„Ich komme von Moser & Co., gnädiger Herr und bin hierher bestellt", antwortete Fräulein Lieschen in ihrer gewohnten Schüchternheit und Bescheidenheit; denn daß ihr eigener Name für irgend Jemand auf der Welt ein Interesse haben könnte, war ihr nicht wahrscheinlich.

„Ich meinte, mein Fräulein, wie sie selbst heißen", erwiderte Don Gracias.

„Ich — oh! ich bin Lieschen, gnädiger Herr, daß heißt eigentlich heiße ich Josefine, wenn Sie erlauben — Josefine Hartwig, aber —"

„Hartwig?" unterbrach sie Don Gracias kurz und fast hart.

„Ja; aber Herr Moser sagte, es schicke sich nicht, daß ich Josefine heiße und so nennt man mich schlechtweg Lieschen."

Sie war wieder aufgestanden mittlerweile und knixte in der gewohnten, unterwürfigen Manier vor Herrn de Melida. So ziemlich war sie ja schon daran gewöhnt, von der hohen Kundschaft nach Diesem oder Jenem gefragt zu werden und sie hatte sich nie und auch jetzt nicht etwas Besonderes dabei gedacht. Dagegen trat Don Gracias einen Schritt zurück und besah sie, aufmerksam und neugierig zugleich.

„Hartwig?" murmelte er nochmals und strich ihr wohlmeinend über die blendend weiße, zarte Stirn und das feine, aschblonde Haar. Er schien Gefallen an ihr zu finden und das durfte schließlich Niemanden wundern; denn sie war ja eine jener blonden, zierlichen Schönheiten, die gerade in ihrer Zartheit und graziösen Feinheit einen tieferen Eindruck auf starke und robuste Männer zu machen pflegen.

„Sie sind in einem Geschäft angestellt", fragte er weiter.

„Ja, bei Moser & Co."

„Als was?"

„—— Wenn Sie erlauben, eigentlich als Confectioneuse."

„Als Schneiderin?"

„Ja."

„Sie sind aber doch so schwach, mein Kind, fürchten Sie nicht, sich zu überanstrengen?"

„O nein."

„Sie sollten es aber doch thun, denn Sie haben doch eben gesehen, daß es mit Ihrer Gesundheit nicht aufs Beste bestellt ist."

„Was sein muß, muß sein, gnädiger Herr."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie gezwungen sind, in einem Geschäft zu arbeiten?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Aber mein Gott, Sie haben doch gewiß Verwandte — Eltern oder Geschwister. Sie stehen doch nicht allein. Sind Sie eigentlich mit dem Maler Hartwig, der jetzt noch in Monte Carlo weilt und von dem ich einige Bilder gekauft habe, verwandt?"

„Ja, gnädiger Herr; er ist mein Onkel."

„O, Ihr Onkel. O, ich verstehe; dann ist wohl der alte Hartwig in Heblingen Ihr Großvater?"

„Wenn Sie erlauben, gnädigster Herr — ja!"

„Und Ihr Vater — warum sorgt Ihr Vater nicht besser für Sie?"

„O gnädiger Herr, mein Vater — — ist krank. Ja, wirklich krank."

„So, so! Was fehlt ihm denn?"

„— — Ich — — ich weiß es nicht."

Sie hätte sich lieber die Zunge weggebissen, als daß sie gesagt hätte, ihr Vater sei ein Säufer, von dem Niemand etwas wissen wollte und den deshalb auch Niemand mehr brauchen konnte. Aber Don Gracias rückte mit seinen Fragen immer näher und tiefer, und wenn sie es auch um keinen Preis verrieth, so konnte er es schließlich doch errathen. Dabei wurde Fräulein Lieschen ängstlich und verlegen. Sie war ja wohl gewohnt, daß Leute, die an ihrer kleinen hübschen Persönlichkeit ein vorübergehendes Interesse fanden, sie nach allen Möglichen fragten; aber daß sie so eingehend und wie man zu sagen pflegt, über alle Hühner und Gänse Auskunft geben mußte, das war ihr noch nicht vorgekommen. Sie erröthete und machte sich an ihrem Kasten zu schaffen, aus dem sie endlich die Mantille für Fräulein Felicia herauskramte. Auch Don Gracias schien endlich seine Neugierde befriedigt, oder doch wenigstens bekämpft zu haben. Er griff in die Westentasche und drückte der freudig Ueberraschten ein Geldstück in die Hand.

„Da, mein liebes Kind, nehmen Sie das. Sie sollen die freundliche Auskunft nicht zu bereuen haben. Ist das die Mantille für meine Tochter?"

„Ja, gnädiger Herr, wenn Sie erlauben."

„Gut, gut — es ist Alles gut!"

„Wenn das gnädige Fräulein die Güte haben möchte, die Mantille zu probiren?"

„Es ist gut, sage ich, und das Anprobiren nicht nöthig. Sagen Sie Herrn Moser, daß ich in diesen Tagen persönlich bei ihm vorbeikommen würde, um die Rechnung zu begleichen. Natürlich, nur deshalb!"

Dem Fräulein Lieschen fiel ein Stein vom Herzen, denn so leicht hatte sie sich die Sache nicht gedacht. Herr Moser würde aber gleichwohl mit ihr zufrieden sein, sagte sie sich innerlich, denn die Geschäftsehre war gerettet. So packte sie denn ihren Carton wieder ein und wollte sich empfehlen.

„Fühlen Sie sich auch stark genug, den Weg zu Fuß zu machen?" fragte Don Gracias wieder.

„O ja — o gewiß, gnädiger Herr."

„Sie sollten sich aber doch vorher am Buffet eine kleine Stärkung geben lassen. Eh, Franz! Gehen Sie mit und veranlassen Sie das. Adieu, adieu, mein Kind. Auf Wiedersehen!"

Fräulein Lieschen knixte zum Abschied.

„Ah — noch Eins!" rief Don Gracias wieder „wo wohnen Sie denn?"

„In der Wilhelmstraße, gnädiger Herr."

„Und welche Nummer — welche Etage?"